



Deutschlands Polizeiführungen mögen über den Gebrauch der Deutschland-Fahne geteilter Meinung sein. Die Nation ist es nicht

## Aus dem Abseits

1954, 1974, 1990 und 2006: Fußball als Spiegelbild der deutschen Nation / Von Gregor Schöllgen

Am Anfang war eine Überraschung. Nur kühnste Optimisten hatten damit gerechnet, daß die deutsche Fußballnationalmannschaft am 4. Juli 1954 das Wankdorf-Stadion von Bern als Weltmeister verlassen würde. Es war sensationell. Aber was dann folgte, war spektakulär. Die Zugfahrt der deutschen Mannschaft von Konstanz nach München wurde zum Triumphzug. Zu Tausenden säumten die Menschen ihren Weg; bis zu 500 000 fanden sich allein zum Empfang des „Deutschen Fußballbundes“ (DFB) in München ein.

Warum? Was machte diese Mannschaft und ihren Erfolg so anziehend? Gewiß, da war der Überraschungseffekt; immerhin waren nicht die Deutschen, sondern die Ungarn als haushohe Favoriten in das Endspiel gezogen. Auch spiegelte die Mannschaft die Lebenswirklichkeit der meisten Deutschen in dieser Zeit. Die Spieler gehörten nicht einer Kaste hochbezahlter Profis an, sondern sie gingen gewöhnlichen Berufen nach, waren Arbeiter, Angestellte oder auch – wie die Gebrüder Walter – Kleinunternehmer; sehr viele hatten die besten Jahre ihres Lebens verloren, waren Soldaten gewesen und in Gefangenschaft geraten. Aber das allein erklärt die enorme Begeisterung nicht.

Es ist ja richtig, daß die meisten Deutschen zunächst und vor allem den sportlichen Erfolg feierten; aber daß sie den Sieg nicht nur als sportlichen Durchbruch empfunden haben, ist eben auch Teil dieser Geschichte: „Vor aller Welt“, beschrieb der „Spiegel“ am Tag nach dem Ereignis die „kollektiven Gefühle der Deutschen“, „gaben sie sich, als hätten sie nun... nach zwanzighundertjährigem geschichtlichem Irrweg den alleinigen verheißungsvollen Sinn und die wahre Bestimmung ihrer nationalen Existenz entdeckt“.

Nationale Existenz? Was war das damals, neun Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation? Immerhin gab es seit dem Mai 1949 wieder einen Staat auf deutschem Boden – allerdings einen Teilstaat, und der war nicht das Ergebnis wohlwogener Planungen, sondern eine improvisierte Antwort der Westmächte auf das Vorrücken des Kommunismus an allen Enden und Ecken der Welt.

Seit 1950 stand sogar im Grundsatz fest, daß es in diesem Provisorium wieder Soldaten geben und daß die Bundesrepublik im Gegenzug weitgehende äußere Souveränität erhalten würde. Im Frühsommer 1954 war die Sache fast unter Dach und Fach; alle warteten auf die noch ausstehende Entscheidung in der französischen Nationalversammlung. Daß gerade dieser westliche Nachbar den Weg zur Staatlichkeit und erst recht zur Bewaffnung eines Teils von

Deutschland nur mitbesprochen hatte, weil es keine Alternative gab, wußte man nirgends besser als in Bonn. Zurückhaltung war angesagt. Laute, gar nationale Töne verboten sich von selbst.

Und dann der Sieg von Bern, der Triumphzug der deutschen Mannschaft – und ihr Empfang in München. Als dort Peter Joseph („Peco“) Bauwens, der erste Nachkriegspräsident des 1950 wiederbegründeten DFB, die Ehrung der Spieler und ihres Trainers Sepp Herberger vornahm, hielt mancher den Atem an. Auf das ungeklärte Verschwinden der deutschen Flagge beim Berner Finale anspielend und von Beifall unterbrochen, attestierte der Präsident den „Jungen“ unter anderem, „es wirklich gezeigt“ zu haben, „was ein gesunder Deutscher, der treu zu seinem Lande steht, zu leisten vermag“. Das sah Bauwens nicht anders als die bis zu 30 000 deutschen Schlachtenbummler in Bern, die bei der Siegerehrung – wie bis 1945 gewohnt – die erste Stufe des Deutschlandliedes intoniert hatten.

Natürlich war das in der gegebenen Situation, in der es um die bevorstehende Souveränität

„Je deutlicher die Einstellung der Mannschaft die Lage des Landes reflektiert, um so größer der Erfolg“

der Bundesrepublik ging, wenig hilfreich. Gut möglich, daß die politische Prominenz auch deshalb auf Distanz zur Nationalmannschaft und ihrem Triumph blieb. Denn so wenig hinter den mitunter national klingenden Tönen einzelner wie der Massen eine politische Manifestation steckte, so sehr wurde das Ereignis von Bern doch als deutscher Sieg empfunden und gefeiert – auch östlich der Elbe, wo man das Endspiel genauso atemlos verfolgt hatte wie in der Bundesrepublik.

Diese Reaktion entsprach einerseits nicht der politischen Realität. Denn seit dem Oktober 1949 gab es ja einen zweiten deutschen Teilstaat, die DDR, und dort war im Sommer 1950 auch ein eigener „Fachausschuß Fußball“ aus der Taufe gehoben worden, der seit 1952 der Fifa angehörte und seit Mai 1958 als „Deutscher Fußball-Verband“ (DFV) die Konkurrenzorganisation zum DFB bildete. Andererseits aber war die Teilung ihres Landes für die meisten Deutschen eine Zwischenlösung. Der Wunsch nach einer Wiedervereinigung Deutschlands – für viele ganz selbstverständlich in den Grenzen von 1937 – war 1954 noch ein politisches, auch ein emotionales Ziel, auf das

sich die große Mehrheit der Deutschen verständigen konnte. Auch in diesem Sinne wurde der Sieg der deutschen Nationalmannschaft im Sommer 1954 empfunden und gefeiert.

20 Jahre später sah das ganz anders aus. Natürlich blieben auch im Sommer 1974 alle Deutschen aufgefordert, „in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden“, wie es in der Präambel des Grundgesetzes geschrieben stand. Tatsächlich aber war die Teilung des Landes für die meisten eine Realität, mit der sie sich arrangiert und abgefunden hatten: Spätestens seit dem 13. August 1961, seit Mauer, Stacheldraht und ein Schießbefehl den einen Teil Deutschlands vom anderen trennten, wäre alles andere ja auch einer bedenklchen Realitätsverweigerung gleichgekommen. So gesehen war es konsequent, daß Bundesrepublik und DDR im Dezember 1972 die „Grundlagen“ ihrer Beziehungen vertraglich regelten.

Begonnen hatte dieser Prozeß mit der ersten Regierungserklärung Willy Brandts: „Auch wenn zwei Staaten in Deutschland existieren“, stellte der Kanzler der gerade begründeten sozial-liberalen Koalition am 28. Oktober 1969 vor dem Bundestag fest, „sind sie doch füreinander nicht Ausland“. Mit dem ersten Halbsatz trug der Kanzler den politischen Gegebenheiten Rechnung; mit dem zweiten verfehlte er die Stimmungslage der meisten Deutschen, jedenfalls soweit sie in der Bundesrepublik lebten.

Und einmal mehr war es der Fußball, der das deutlich werden ließ. Nicht nur wurde die Weltmeisterschaft des Sommers 1974 in einem Teil Deutschlands, eben der Bundesrepublik, ausgetragen; die Auslosung fügte es auch, daß die Elf dieses einen Teils gegen die Mannschaft des anderen, der DDR, anzutreten hatte. Das Vorrundenspiel, in dem die Auswahl des DFB am 22. Juni 1974 gegen die Auswahl des ostdeutschen DFV antrat, hatte es in sich. In keinem zweiten Spiel dieses Turniers hat man die „deutsche Mannschaft“ um Kapitän Franz Beckenbauer so verkrampft aufspielen sehen wie in diesem; selten ist eine Niederlage der DFB-Auswahl mit solcher Enttäuschung aufgenommen worden wie das 0:1 gegen die DFV-Auswahl von Hamburg; und kein zweiter Fußballer der DDR hat in der Bundesrepublik einen vergleichbaren Ruf besessen wie Jürgen Sparwasser vom 1. FC Magdeburg, der Torschütze der deutsch-deutschen Begegnung.

Sie blieb die erste und einzige zwischen der „DDR-Nationalmannschaft“ und „Deutsch-

land“, wie es bis heute in der Statistik des DFB heißt, und sie dokumentierte vor aller Welt, daß die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik „füreinander“ längst „Ausland“ waren – in politischer Hinsicht, aber eben auch in sportlicher. Einmal mehr spiegelte der Fußball zuverlässig die politische Wirklichkeit und, entscheidender noch, das Empfinden der meisten Deutschen – im Westen, aber inzwischen wohl auch im Osten des geteilten Landes.

Dabei blieb es, bis am 9. No-

### Der Autor



ist seit 1985 Professor für Neuere Geschichte in Erlangen. Geboren 1952, 1977 Promotion im Fach Philosophie in Frankfurt, 1982 Habilitation für Neuere Geschichte in Münster; Gastprofessuren: Columbia University, New York; St. Antony's College, Oxford; London School of Economics and Political Science

vember 1989 die Mauer geöffnet wurde. Das war ein ganz und gar unerwarteter Vorgang und insgesamt – von der unmittelbaren Vorgeschichte in der DDR einmal abgesehen – kein Ergebnis deutschen Willens, sondern die Begleiterscheinung eines revolutionären Vorgangs, nämlich des Zusammenbruchs der Sowjetunion.

So gesehen handelte es sich um einen weiteren Betriebsunfall der Geschichte. Wie die Gründung eines Staates auf deutschem Territorium und seine Bewaffnung ursprünglich nicht gewollt oder gar längerfristig geplant gewesen waren, hatte niemand mit dem Fall der Mauer und der Vereinigung Deutschlands gerechnet oder diese langfristig gar gewollt, jedenfalls nicht in den Reihen der alliierten Sieger über Deutschland.

Und auch der deutsche Fußball stand im Sommer 1990 vor



Nur Fahnen fehlten: Bundestrainer Sepp Herberger (r.) und Kapitän Fritz Walter (l.) in München nach dem WM-Sieg 1954

einer Aufgabe, die derjenigen von 1954 vergleichbar war: Nicht nur holte in Italien einmal mehr eine rein westdeutsch zusammengesetzte Mannschaft den dritten Weltmeistertitel für Deutschland, es gab auch noch den Fußballverband der DDR: Am 12. September 1990 bestritt die Auswahl ihr letztes, das 293. Länderspiel, und erst am 20. November – sechs Wochen nach der Vereinigung Deutschlands – löste sich der DFV auf.

Schließlich aber kämpfte diese „deutsche Nationalmannschaft“ in beiden Fällen für alle Deutschen – 1954 trotz der schwindenden Hoffnung auf eine Wiedervereinigung des Landes und 1990 wegen des bevorstehenden „Beitritts“ der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. So gesehen stand der Titel von 1990 auch für die Erwartungen und Hoffnungen, welche die meisten Deutschen zu diesem Zeitpunkt wohl noch mit der Zukunft ihres Landes verbanden. Tatsächlich stand ja mit dem Inkrafttreten des sogenannten Zwei-plus-Vier-Vertrages zum ersten Mal seit Ende des Zweiten Weltkrieges die volle äußere Souveränität Deutschlands ins Haus. Mit ihr verließen die Deutschen politisch endgültig jenes Abseits, in das sich mit ihrer Politik und Kriegführung während der ersten Jahrhunderthälfte manövriert hatten.

Wenn also die drei deutschen Meisterschaftstitel von 1954, 1974 und 1990 immer auch das politische Empfinden der Zeit, das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Nation spiegelten, mit welcher Einstellung müßten dann die Mannen von Jürgen Klinsmann antreten, wenn es zum zweiten Mal in Deutschland und zum vierten Mal seit 1945 um den Titel geht? Folgt man der Logik von Fußball und Nation in Deutschland, dann gilt: Je deutlicher die Einstellung der Mannschaft die Lage des Landes und das Bewußtsein seiner Bürger reflektiert, um so größer die Erfolgsaussichten.

Und wie ist die Lage? Jedenfalls besser als die Stimmung. Immerhin zählen die Deutschen zu den Gewinnern der globalen Umbrüche der ausgehenden achtziger und beginnenden neunziger Jahre. 15 Jahre nach der Vereinigung ist Deutschland allen Unkenrufen zum Trotz ein gleichrangiger, ein geachteter, respektierter und stark gefragter Partner in der Welt. Eine Nationalmannschaft, die dieses Profil mit einem angemessenen Selbstbewußtsein vertritt, sollte eigentlich den Erfolg auf ihrer Seite haben. Vielleicht sorgt ein vierter Titel dafür, daß die Deutschen auch mental und emotional endgültig das Abseits aufheben, daß sie begreifen, was sie können und wer sie sind. Und wenn es anders kommt: Vielleicht wirft sie ja nicht einmal mehr ein sportliches Debakel aus der Bahn.